Zeitschrift: Freidenker [1956-2007]
Herausgeber: Freidenker-Vereinigung der Schweiz
Band: 51 (1968)
Heft: 2

Artikel: Cicero - Erzieher des Abendlandes
Autor: Ohnemus, Werner
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-411579

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

besonderem Interesse, da ich damals ein Rundfunkgespräch zwischen Thomas Mann und Frank Thiess hören konnte, in dem der aus der Emigration nach Europa zurückgekehrte Thomas Mann von Thiess dringendst eingeladen wurde, doch seine Geburtsstadt Lübeck zu besuchen, der er in seinem ersten grossen Roman, «Die Buddenbrooks», ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat. Da stellte der noch unter dem Eindruck der furchtbaren Geschehnisse und seiner persönlichen bösen Erfahrungen in seinem Vaterlande stehende Dichter mit einer staunenswerten Schlagfertigkeit an Thiess, der im «Tausendjährigen Reiche» in einer «inneren Emigration» verblieben war, die hochnotpeinliche Frage: «Hätten Sie mich auch, wenn Hitler gesiegt hätte, zur Rückkehr in meine Heimat eingeladen . . .?» **Wie** damals Thiess diese berechtigte Frage beantwortet hat, weiss ich heute nicht mehr . . .

Schliesslich sei noch auf Goethes und Thomas Manns Einstellung zu den Freiheitskriegen verwiesen, von denen Eike **Middell** in ihrem im Philipp Reclam Verlag 1966 in Leipzig erschienenen Buch über Thomas Mann treffend feststellt, dass die Freiheitskriege «einem bürgerlich antifaschistischen Schriftsteller **suspekt** werden mussten und niemals ein Thema Thomas Manns waren».

Sie waren auch niemals ein Thema **Goethes,** der den politisch Nationalen stets ablehnend gegenüberstand. Es ist darum etwas gewagt zu behaupten, wie es Inge **Diersen** in ihrem sonst ausgezeichneten Buche «Untersuchungen zu Thomas Mann» S. 196 tut, dass dieser humanistische Geist, der in seiner Einstellung zu den Freiheitskriegen konform mit **Goethe** geht und dieselben Ansichten vertritt, in den Freiheitskriegen «das allerdings zu komplizierte Ineinandergreifen von Reaktion und Fortschritt nicht klar zu durchschauen (vermochte) und dass ihm aus Abneigung gegenüber dem Chauvinismus jede nationale Bewegung verdächtig erscheint».

In der Zeit der Freiheitskriege überwog doch in einem erschreckenden Ausmass das nationalistische, «teutsch-völkische» und deutschtümelnde Moment. Wir brauchen nur die aggressiven Hassgesänge Ernst Moritz Arndts, die Reden Fichtes an die deutsche Nation und Jahns Schriften zu lesen, und wir gewinnen sogleich ein plastisches, geradezu abstossendes Bild jener von nationalistischen, chauvinistischen und brutal-antisemitischen Schlagwörtern gesättigten Zeit in Deutschland, in der z. B., wie ich **erstmalig** in einem Aufsatz im Dezemberheft des Schweizer Freidenkers (1962) zeigen konnte, **Fichte** für die völlige Entrechtung der Juden, ja sogar wenn schon nicht für ihre physische Ausrottung, so doch für ihre Aussiedlung (Deportierung), ganz so wie es 150 Jahre später die unmenschlichen «Gesetze» des Naziregimes gefordert hatten, eintrat. Die Freiheitskriege waren somit die Geburtsstunde eines präpotenten Nationalismus, eines brutalen Chauvinismus und last not least eines exzessiven Antisemitismus.

Dass demnach weder Goethe noch Thomas Mann für die nationale Bewegung zur Zeit der Freiheitskriege ein positives literarisches Interesse aufbrachten, ist nur selbstverständlich und kann nicht mit einem «komplizierten Ineinandergreifen von Reaktion und Fortschritt» erklärt werden. Goethe und Thomas Mann sind die bedeutendsten Vertreter eines über die Grenzen des eigenen Vaterlandes zielenden Humanismus, und darum musste ihnen der nationale und politische Chauvinismus der Freiheitskriege fremd bleiben. **Nie** hätten sie es über sich gebracht, anlässlich eines Fichte-Gedenktages, wie dies am 19. Mai 1962 aus Anlass der 200. Wiederkehr seines Geburtstages in der DDR geschah, **ihn** als «Humanisten» zu feiern und sein Werk, dem deutschen Volke als «ein nationales Erbe» verherrlichend, zu empfehlen. Man vergleiche dazu meinen in dem Schweizer Freidenker (Aarau) im Septemberheft 1962 erschienenen Aufsatz «Epilog zu einer Fichte-Feier anlässlich seines 200. Geburtstages». Friedrich Tramer

Cicero – Erzieher des Abendlandes

Cicero war ohne Frage trotz seiner menschlichen Schwächen die grösste Persönlichkeit des alten Roms. Seine Bedeutung liegt nicht in seiner Eigenschaft als Staatsmann, sondern vielmehr in seiner humanistischen und kulturhistorischen Wirkung, die er als Schriftsteller bis heute auf das Abendland ausgeübt hat. Aus solcher Sicht betrachtet muss beispielsweise auch ein Julius Cäsar neben ihm verblassen, obgleich dieser das grössere Genie war.

Marcus Tullius Cicero wurde am 3. Januar des Jahres 106 vor Christus in Arpinum (dem heutigen Arpino), einem kleinen Bergstädtchen südlich von Rom, geboren. Der Name Cicero kam vom lateinischen cicer, das heisst Erbse, welchen Beinamen sein Urgrossvater vom Anpflanzen der Kichererbse erhalten hatte. Seine ersten Jahre verbrachte er auf dem Landgute seines Vaters, der ihm eine ausgezeichnete Erziehung angedeihen liess. Schon in der Schule fiel der Knabe Cicero durch seine hervorragende Begabung auf, die ihn in allen Fächern zum Primus machte.

Bereits im Jahre 97 kam Cicero nach Rom, wo sein Vater im Viertel «carinae», auf der Westseite des esquilinischen Hügels gelegen, ein Stadthaus besass. Cicero, der schon mit sechzehn Jahren die Toga virilis, das Obergewand des römischen Bürgers, erhielt, wollte zuerst Dichter werden, entschloss sich aber dann zu den Rechtswissenschaften und wurde zum bedeutenden Anwalt. Vor allem aber entwikkelte er sich hier in Rom, wo es so viele bekannte Redner gab, zum grössten Redner aller Zeiten, der Grieche Demosthenes ausgenommen. Doch hatte er anfänglich grosse Schwierigkeiten zu überwinden, da sich seine Stimme in die hohen Töne verlor und beinahe kreischend wirkte. Nicht zuletzt dieser Umstand bewog ihn, nach Athen zu gehen und dort seine Stimme ausbilden zu lassen. Er hatte das Glück, dort seinen Jugendfreund Pomponius Atticus zu treffen, der, ein ausgezeichneter Kenner der griechischen Welt, der beste Mentor für Cicero wurde. Nachdem er sich ein halbes Jahr in Athen aufgehalten hatte, kehrte er, 29jährig, nach Rom zurück und verheiratete sich mit der reichen Terentia, wobei wohl mehr die Vernunft mit im Spiel gewesen sein mag. Tatsächlich verlief die Ehe, wenn auch nicht gerade unglücklich, so doch nicht besonders harmonisch. Gemäss seinem unermesslichen Ehrgeiz und seinem homerischen Wahlspruch, immer der erste zu sein und überlegen den anderen, schlug er nun die Aemterlaufbahn ein und wurde mit

30 Jahren Quästor in Sizilien. Nach seinen eigenen Aussagen soll er hier sehr viel Ruhm erworben haben. Sei dem wie es wolle, so darf doch jedenfalls an seinem Gerechtigkeitssinn und seiner Uneigennützigkeit nicht gezweifelt werden. Da er sich nicht auf eine bestimmte Partei festlegen wollte, sah er davon ab, sich um das Amt eines Volkstribuns zu bewerben und wählte das unbedeutendere eines Aedilen. Gleichzeitig aber entfaltete er eine rege schriftstellerische Tätigkeit.

Als einer der berühmtesten Anwälte Roms kaufte er ein prächtiges Haus auf dem Palatin, das unmittelbar neben dem Palast des Clodius, seines späteren Gegners, gelegen war. Hier geriet er eine Zeitlang in den Bannkreis der Clodia, was nicht wenig für deren Verführungs- und Verstellungskunst spricht. Cicero wurde nun Prätor und liebäugelte bereits nach der höchsten Würde Roms, nach dem Konsulat, wobei er sich zur Partei des Pompeius schlug.

Im Jahre 63 war es so weit. Statt Sergius Catilina, der wohl über die Ahnen verfügte, deren Fehlen man dem Emporkömmling Cicero immer wieder vorwarf, wurde gleichwohl Cicero zum Konsul gewählt. Denn im gleichen Masse, wie sich Catilina durch seinen ausschweifenden Lebenswandel geschadet hatte, hatte sich Cicero durch seine untadelige Haltung das Vertrauen des Volkes erworben. Ciceros grösstes Verdienst während seines Konsulats war die Aufdeckung der Catilinarischen Verschwörung. War es ohnehin immer seine Stärke gewesen, über seine Gegner gut informiert zu sein, so war es diesmal die vornehme, indes sehr leichte Dame Fulvia, die im Hause der Clodia verkehrte und Cicero gegen Bezahlung die Verschwörung aufdeckte. Sie war die Geliebte Curius', eines Mitverschworenen Catilinas. Q. Curius war im Jahre 70 wegen schlechten Lebenswandels aus dem Senat gestossen worden. Cicero schlug nun zu und liess die in Rom verbliebenen Verschwörer hinrichten. Nach der Beseitigung dieser grossen Gefahr, die Catilina tatsächlich für Rom gewesen war, hielt Cicero eine seiner bekannten Lobreden auf sich selbst, worauf ihm der Senat schmunzelnd den Titel «Vater des Vaterlandes» bewilligte. Cicero stand nun auf dem Höhepunkt seines Lebens. Doch machte er sich bei vielen dadurch verhasst, dass er sich immer wieder selbst lobte. Ueber diese masslose Eitelkeit, die er auch auf seine Bücher übertrug, gab er sich wohl selbst am wenigsten Rechenschaft. Bedenkt man indessen, wie liebenswürdig und geistreich, wie witzig und schlagfertig sich Cicero sonst gab, so darf ihm diese menschliche Schwäche wohl nachgesehen werden.

Da die Hinrichtung der Catilianer nicht ganz gesetzesmässig erfolgt war, erreichte es sein erbitterter Feind, der Volkstribun Clodius, dass Cicero im Jahre 58 in die Verbannung gehen musste. Er begab sich nach Durazzo in Albanien und nach Saloniki, während Clodius sein Stadthaus auf dem Palatin, sein Landgut bei Formiae am Golf von Gaeta sowie sein Tusculanum plündern liess. Cicero hatte sich während dieser seiner Verbannung recht kleinmütig gezeigt; er war zu tief in seiner Ehre und seiner Eitelkeit getroffen worden. Doch wurde er nach etwa einem Jahr von Pompeius ehrenvoll wieder zurückgerufen, wobei sich seine Rückkehr nach Rom im Jahre 57 zu einem Triumph gestaltete. Wenngleich die Banden des Clodius noch immer versuchten, ihm das Leben schwer zu machen, hatte er nun aber in dem Volkstribunen Milo eine handfeste Hilfe gefunden, der mit seinen Banden Clodius in Schach zu halten vermochte. Cicero setzte sich, kaum wieder in Rom, sofort weiter für Pompeius ein, doch konnte er sich mit seinen politischen Idealen in den schweren Zeiten des Bürgerkrieges nicht mehr durchsetzen. So befasste er sich immer mehr mit seinem schriftstellerischen Werk, wobei er sich gerne auf seinen Landgütern aufhielt, die, wie sein Stadthaus, auf Staatskosten wieder instandgestellt worden waren.

Nach der Schlacht bei Pharsalos verlangte Cato, der bei Dyrrhachion noch ein grösseres Heer hatte, dass Cicero den Oberbefehl übernehmen solle, da er als gewesener Konsul ihm an Rang vorstand. Doch Cicero lehnte, gemäss seiner vollends unmilitärischen Veranlagung, das Kommando ab, worauf er beinahe vom jüngeren Pompeius getötet worden wäre, der ihn einen Verräter nannte und das Schwert zog. Nur durch das Eingreifen Catos wurde Cicero gerettet. Als Cäsar in Tarent landete, machte sich Cicero mit gemischten Gefühlen auf, den neuen Herrn, den er zu seinem Feind gemacht hatte, aufzusuchen. Doch bewies Cäsar auch hier wieder seine so oft geübte Grossherzigkeit. Kaum sah er den nur etwa fünf Jahre älteren Herrn auf sich zukommen, als er seinen Wagen verliess und seinerseits Cicero entgegenging. Er begrüsste ihn freundlich und schritt eine grosse Strecke in angeregter Unterhaltung mit Cicero dahin, dem er sofort die Rückkehr nach Rom zugestand. Doch Cicero machte vorläufig von der Erlaubnis noch keinen Gebrauch und widmete sich auf seinen Landgütern ganz den Wissenschaften und seinen Büchern. Besonders schwer traf ihn da der im Februar des Jahres 45 erfolgte Tod seiner geliebten Tochter Tullia.

Wieder in Rom, verfocht er nach der Ermordung Cäsars, an der er übrigens völlig unbeteiligt war, als Führer der Senatspartei die Wiederherstellung der republikanischen Freiheit, wurde aber bei der Errichtung des zweiten Triumvirats von Marcus Antonius, dessen Hass er sich vor allem durch seine philippischen Reden zugezogen hatte, geächtet. Cicero floh erst auf sein Landgut bei Frascati, seinem geliebten Tusculanum. Hier nahm er Abschied von allem, insbesondere von seiner Bibliothek, um sich dann nach seinem Formianum, einem Landgut dicht am Meer bei Formiae, zu begeben, wo er am 5. Dezember anlangte. Am Morgen des 7. Dezembers im Jahre 43 v. Chr. vernahm man das Poltern seiner Verfolger an den verschlossenen Türen. Seine Diener zwangen Cicero in die Sänfte und versuchten nach dem Strand zu entkommen. Die Mordgesellen, der Centurio Herennius und der Kriegstribun Popilius, hatten Cicero bereits in seinem Tusculanum und in seinem Haus in Astryra gesucht. Wütend schlugen sie nun die Türen ein und durchstöberten das ganze Haus. Als sie eben wieder ergebnislos abziehen wollten, schlich sich Philologus, ein Freigelassener von Ciceros Bruder Quintus, zu ihnen und wies ihnen den Laubengang, durch den die Sänfte Ciceros getragen wurde.

Wo Machtfragen ins Treffen kommen, stossen sie, unbekümmert um die Vortrefflichkeit ihrer Absichten und Ziele, auf den Willen zur Macht des Einzelnen und wekken den Widerspruch. Alfred Adler

---

In die Elternliebe schleicht sich das Gift der Herrschsucht und sucht im Namen der Autorität und der Kindespflicht den Schein der Ueberlegenheit und Unfehlbarkeit festzuhalten. Alfred Adler

---

Man hat Cicero immer wieder Feigheit vorgeworfen. Dass dies nicht zutrifft, bewies er bei seinem Tode, dem er wie ein echter Philosoph entgegensah. Als er hörte, dass ihn die Mörder einholten, befahl er, die Sänfte abzustellen. Nach alter Gewohnheit hielt er seine linke Hand an das Kinn und bot seinen Mördern den Hals dar. Cicero war 64 Jahre alt. Auf Geheiss des Marcus Antonius hieben ihm die Mörder das Haupt und beide Hände ab und brachten diese Trophäen nach Rom, wo sie auf der Rostra, der Rednertribüne auf dem Forum Romanum, aufgesteckt wurden, von der herab so viele Reden Ciceros gedonnert hatten. Antonius stiess einen Freudenschrei aus, als man ihm die Nachricht von Ciceros Tode brachte, und zahlte den Mördern den zehnfachen Preis aus, während Fulvia, seine entmenschte Gattin, den Schädel Ciceros verhöhnt und angespien und die Zunge mit ihren Haarnadeln durchstochen haben soll, was bei dieser Megäre durchaus glaubhaft ist.

Doch Cicero war nicht tot! Sein Geist befruchtete die Nachwelt auf das vielfältigste. Er, der durch seinen glanzvollen Stil die lateinische Sprache überhaupt erst ausgebildet und zu künstlerischer Vollendung geführt hatte, sollte noch viele Generationen Römer bis zu Boethius beeinflussen. Als Vermittler der griechisch-römischen Kultur wirkt er aber bis heute unvermindert fort. Hier liegt die wahre und einzige Bedeutung Ciceros: in seinem schriftstellerischen Werk! Hätte ein Cäsar nie gelebt, wäre dies in kultureller Hinsicht ohne grosse Bedeutung für die Welt gewesen, bei Cicero indessen wäre es ein unersetzlicher Verlust. Lediglich gewissen Historikern des vorigen Jahrhunderts, allen voran Mommsen, blieb es vorbehalten, Cicero in den Dreck zu ziehen. Doch ist heute die kulturhistorische Bedeutung Ciceros, die ihn zu einem der grossen Erzieher der Menschheit macht, unbestritten.

Cicero hinterliess zahlreiche Werke, die seine Reden, wissenschaftliche Schriften über Rhetorik und Philosophie sowie seinen umfangreichen Briefwechsel umfassen. Besonders in seinen Reden, die als literarische Meisterwerke zu gelten haben, erweist er sich als brillanter Stilist, wodurch er die lateinische Sprache auf ihren Höhepunkt führte. In «De oratore, Brutus, orator» (Rhetorische Schriften) behandelt er die römische Rhetorik und deren Ziele. Obgleich Cicero selbst kein eigentlicher Denker war, suchte er doch in seinen philosophischen Werken wie «De officiis» (Die Pflichten), «De finibus bonorum et malorum» (Das grösste Gut und das grösste Uebel), «De republica» (Die beste Staatsform), «Laelius de amicitia» (Die Freundschaft), «Cato maior de senectute» (Das Alter) und «Tusculanae disputationes» (Tusculanische Gespräche) die späte griechische Philosophie den Römern in volkstümlicher Weise zu übermitteln. Auch in seinen Briefen, zumal in denen an seinen Freund Atticus, zeigt sich Cicero durchaus als grosser Mensch.

Werner Ohnemus

Theothanatologie?

Du meine Güte — was kann wohl mit diesem Fremdwort-Ungetüm gemeint sein? Rücken wir Anfang und Ende des Wortes zusammen und streichen die Mitte aus, so ergibt sich das Wort Theologie — und die kennen wir. In die Mitte dieser «Theologie» wird da also das Wort «Thanatos» hineingestellt, das ist das griechische Wort für Tod. Damit stehen wir schon vor des Rätsels Lösung — es geht also hier wieder einmal um den «Tod Gottes», genauer: Es geht um die in den USA von einer Gruppe protestantischer Theologen vertretene Lehre, dass der Gott der Christen verstorben und tot sei, dass es also gelte, auf neuem Grund, aber diesmal ohne Gott, einen neuen Christenglauben aufzubauen, welcher der heutigen Lage besser gerecht werde als die alte Lehre vom alttestamentlichen Gott Jehova.

Unser Leser weiss da etwas Bescheid; wir haben früher schon von ihr gesprochen, von dieser eigenartigen Bewegung, die sich im Inneren der protestantischen Theologie, aber doch vor aller Augen, vollzieht. Nun hat also diese Bewegung unterdessen auch schon einen wissenschaftlich klingenden Namen erhalten.

Zu dieser «Gott-ist-tot»-Bewegung hat nun kürzlich in Bern die 3. Jahresversammlung der Schweizerischen Theologischen Gesellschaft sich ausgesprochen; das Thema war die Gottesfrage ganz allgemein, aber da konnte es ja heute wirklich nicht fehlen, dass von der Theothanatologie eingehend gesprochen wurde. Den Bericht über diese Tagung finden wir in den «Basler Nachrichten» vom 22. November 1967. Es steht einiges darin, was zunächst befremdet; wir sehen uns daher genötigt, kurz darauf zurückzukommen.

Befremdet und erstaunt ist zunächst einmal der Berichterstatter selber; er wundert sich darüber, dass eine theologische Jahresversammlung, beschickt von drei Landeskirchen, dieses Thema öffentlich zur Diskussion stellt, und schreibt zur Einleitung seines Berichtes: «Die Existenz Gottes ist heute erneut ein Problem. Nicht Theologie, sondern Atheologie ist jetzt modern. Gott ist nicht mehr aktuell. Es ist so weit: ‚Unser Geschlecht opfert Gott dem Nichts' (Nietzsche). Selbst Christen bringen es drei Generationen nach Karl Barth fertig, den Tod Gottes als theologisches Programm auf ihre wehenden Fahnen zu schreiben: Theothanatologie — so lautet nun die Parole.»

Befremdlich ist auch die conclusio unseres Berichterstatters. Er gibt einen Ueberblick über die wesentlichen der dort gehaltenen Vorträge, auch über die sich anschliessende Diskussion, und stellt zum Schluss fest: Der Kongress hat die Gottesfrage offen gelassen; sie sollte und konnte überhaupt nicht gelöst werden. «Hat nicht die Theologie in der Vergangenheit allzuschnell und selbstsicher nach allen Seiten hin geantwortet? Hat sie nicht endlich bescheidener zu werden?»

Auf diese beiden letzten Fragen müssten wir Weltkinder von heute mit einem entschiedenen «Doch Doch!» antworten. Und da wir nun gerade das Wort haben, seien uns noch einige Bemerkungen zum Ganzen, zum Thema dieser theologischen Jahresversammlung und zum Bericht, gestattet:

1. Mit der Gottesfrage des Christenglaubens ist es tatsächlich heute recht schlimm bestellt. Je tiefer man sich in diese Schwierigkeiten hineinwagt, desto mehr wachsen Konfusion und Unsicherheit. Auch die Jahresversammlung in Bern wird das am Schluss ihrer Auseinandersetzung eingesehen haben. Dass sie trotz dieser Schwierigkeiten und Gefahren die offene Debatte gewagt hat, sei ihr hoch angerechnet. Dass sie die Gottesfrage nicht zu beantworten vermochte, verstehen gerade wir sehr gut. Der Kongress wie auch die Berichterstattung in den «BN» sind uns ein wertvoller